

Enten und Drenten

Autor(en): **H.N.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **183 (1904)**

PDF erstellt am: **22.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374307>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Enten und Drenten.

Unter den ältern Schützen, welche das herrliche Bundes-schießen in Wien vom Jahr 1868 besuchten, befand sich auch ein Weinhändler, der sich vom bescheidenen Gasthof-stallknecht zum vermöglichen Manne heraufgeschwungen und nun in seinen alten Tagen die Vergnügungen nach-zuholen suchte, welche ihm in der Jugend versagt waren. So ging er denn auch an den Wienerschieset.

Der eifrige Schütze nahm sich vor, in der frohlebigen Kaiserstadt Alles zu kosten, was sie an Vederbissen jeder

Art biete; denn von jeher war er ein Freund von gutem Essen und Trinken gewesen. So hatte er in dem einfachen aber berühmten „Esterhazykeller“ die dortigen herrlichen Weine versucht, welche er doch noch besser und süßiger fand, als den

Maison blanche, hatte in den ersten Restaurants dinirt, dejeuner und souper, sich auch einmal an den bekannten, schmachhaften Würsteln satt gegessen, an den „Schnitzeln“ eine kleine Indigestion geholt, ein Lustbad genommen und Anderes mehr.

Eines Tages nun kam er in ein von dem Schützenstande etwas abgelegenes Speisehaus und gab dem auf ihn zueilenden Kellner zu verstehen, daß er etwas essen möchte.

„Wollen's enten oder drenten essen?“ war die Gegenfrage des Ganymeden. Unser

Mann war kurz resolvirt und dachte, Enten hast du schon genug gegessen, du willst jetzt einmal Drenten versuchen.

„Drenten wünsche ich!“ war daher seine rasche Antwort. — „Nun so belieben Ihr Gnaden nur da herein zu spazieren!“ replizierte der Mann im schwarzen Frack mit der weißen Serviette unter'm Arm, und wies auf eine Verbindungsthüre. — Sofort trat er in's andere Zimmer und rief dem dort aufwartenden Kellner schon von Weitem zu: „Ich wünsche Drenten zu speisen!“

„Ihr Gnaden wünschen drenten zu speisen?“ versetzte dieser, ihm verständnißvoll zunicke; „nun, so hoben's die Güte und spozieren's do hinüber.“

So wurde unser Mann schon wieder weiter gewiesen; allein so sehr ihn auch hungerte, so folgte er dennoch der

Weisung, setzte sich nun aber sofort an einen Tisch und verlangte, daß man ihm hier die gewünschten Drenten servire. Allein der Kellner schaute ihn gar kurios an und erklärte ihm dann, wenn er drenten essen wolle, so hätte er nicht erst hieher zu kommen brauchen und er müsse einfach wieder zurück, von wo er soeben hergekommen sei.

Da lief dem biedern Schweizer aber doch endlich die Galle über die Leber, und wie weiland zur schönsten Zeit seines Stallknechtenthums schlug er mit der geballten

Faust donnernd auf den Tisch, sprach von Schindluder, das man mit ihm treiben wolle, theilte Rausbuben und Schwabenfözel aus, kurz benahm sich in seinem Zorn dermaßen anstandswidrig, daß er selbst den gemüthlichen Wienern zu dick wurde und ihn der herbeigerufene Wirth mit Hülfe der Kellner und des Hausknechts schließlich zum Tempel hinausbeförderte.

Nachdem unser Held seinen knurrenden Magen in einer andern Restauration befriedigt, wo er sich wohl hütete, wieder Drenten zu verlangen, wandelte er hinaus auf den Schießplatz und erzählte sein Abenteuer einem guten Freund, der schon früher mehr als einmal in Wien gewesen war und Land und Leute und deren Sitten und Gebräuche besser kannte.

Es ist schwer, sich eine Vorstellung zu machen von dem kolossalen Gelächter, mit dem die Erzählung des Mißgeschicks aufgenommen wurde, welches dem veredelten Roßbändiger begegnet und das nun schnell die Kunde durch das ganze Schützenrevier machte. Denn, wollen Sie „enten“? heißt so viel als wollen Sie hier, und wollen Sie „drenten“? soviel als drüben, respektive im andern Zimmer oder Salon zu speisen!

Daß unser Held später noch oft scherzweise gefragt wurde, ob er etwa Appetit nach „Drenten“ habe, kann man sich leicht vorstellen. Anfänglich schnitt er dann wohl ein grimmes Gesicht dazu, schließlich aber lachte er selbst mit und trug den Ulf Niemandem nach; denn er blieb ein gemüthlicher Kauz bis an sein seliges Ende.

H. N.

Wer ist Meister?



Ein Ehemann in der kleinen appenzellischen Gemeinde S. lebte mit seiner bessern Ehehälfte nicht immer im Frieden. Bei einem Handgemenge gelang es der Frau, ihren Auserwählten unter die Bettstatt zu schieben und ihn dort festzuhalten. Da kam gerade der Ortspfarrer gegen ihr Haus zu, um bei ihnen einzufehren. — „Hannes, homm söre, der Pfarrer chont“, rief die Frau in voller Angst. — Hannes aber entgegnete: „Grad z'Lääd bliib i do, i will der scho zääge, mer Meister ischt!“